

Christof Aichner, Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848–1860. Aufbruch in eine neue Zeit

(*Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 117*)
Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag 2018, 512 Seiten.

Die letzten Jahre waren für die Geschichtsschreibung zum Universitätswesens in der Habsburger Monarchie eine sehr gelungene Zeit. Das hier besprochene Buch von Christof Aichner entstand am Rande eines der größeren Forschungsprojekte der letzten Zeit, nämlich einer digitalen Edition der Briefe des Habsburgischen Politikers Leo von Thun-Hohenstein, der mitunter 1849–1860 der Minister für Cultus und Unterricht war.¹ Das Buch Aichners – 2015 als eine Dissertation an der Universität Innsbruck verteidigt – nimmt viel von der Arbeit an dem Projekt mit, an dem der Autor beteiligt war.

Vorweg sei erwähnt, dass die Zeit 1848–1860, die in dem Buch anvisiert ist, zwar immer wieder als die Periode, in der die Grundpfeiler Habsburgischer, und damit auch Österreichischer, Universitätsbildung entstanden sind, genannt wird, doch fehlten, und fehlen weiterhin, detaillierte Untersuchungen dazu. In diese Zeit fallen doch die für das 19. und 20. Jahrhundert wegweisende Reformen, die sogenannte Thun-Bonitz-Exner Reform 1849, in der grundlegende Elemente moderner Universitätsbildung der Habsburgermonarchie eingeführt wurden: Lehr- und Lernfreiheit, Vorschlagsrecht der Fakultäten für Professuren, sowie die Privatdozentur; schließlich wurde das frühere Philosophicum als Vorbereitungsstudium durch eine Philosophische Fakultät ersetzt. Das Reformwerk ist dank Arbeiten von Richard Meister² oder Hans Lentze³ schon vor einigen Jahrzehnten erforscht worden, doch fehlte es an Arbeiten, die die Umsetzung der Reformen an den jeweiligen Universitäten analysieren würden. Mit seiner Erforschung der Innsbucker Universität in dieser Zeit liefert Aichner daher wegweisend eine detaillierte und wunderbar recherchierte Arbeit, die so gut wie einmalig ist.⁴ Warum das so ist, liegt teilweise auf der Hand, denn die wichtigste Quellengrundlage für die Erforschung von Thuns Ministerium – sein Nachlass mit zahllosen Briefen – liegt in dem

1 Die Edition ist einsehbar unter: URL: <https://thun-korrespondenz.acdh.oeaw.ac.at> [26.02.2020].

2 Grundlegend, aus mehreren Arbeiten: Richard MEISTER, Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse Sitzungsberichte 239, Bd. 1: Abhandlung sowie Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 6), Graz/Wien/Köln 1963.

3 Grundlegend, aus mehreren Arbeiten: Hans LENTZE, Die Universitätsreform des Ministers Graf Leo Thun-Hohenstein (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse Sitzungsberichte 239, Bd. 2: Abhandlung sowie Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 7), Graz/Wien/Köln 1962.

4 Vgl. auch Adelheid ZIKULNIG, Restrukturierung, Regeneration und Reform. Die Prinzipien der Besetzungspolitik der Lehrkanzeln in der Ära des Ministers Leo Graf Thun-Hohenstein, unveröffentl. phil. Diss., Universität Graz 2002.

Staatlichen Gebietsarchiv in Litomerice (Státní oblastní archiv v Litoměřicích) in Tschechien beziehungsweise lag, denn dank des oben erwähnten Projekts sind sie nun in editierter Form zugänglich.

Bereits die hier erwähnten Quellen – Briefe und nicht die offiziellen Dokumente – sagen viel über die behandelte Zeit aus. Wenn auch die offiziellen Korrespondenzen, etwa zwischen der Universität und dem Ministerium, wichtig sind, so wurde doch Vieles abseits offizieller Wege verhandelt. Dies ist vor allem sichtbar in der von Aichner detailliert behandelten Besetzungspolitik, für die Thun berechtigterweise berühmt ist. Wie der Autor sorgfältig aufzeigt, war hier Thun die handelnde Kraft – mithilfe seines breiten und internationalen Netzwerkes an Korrespondenten wählte er diejenigen zu nominierenden Kandidaten, welche seiner politischer und kultureller Agenda entsprachen. Da nach 1848 die Erneuerung zumindest kurzfristig *der* Slogan war, wurden in den meisten Fällen die Fakultäten der Universität nicht in die Entscheidungen miteinbezogen, obwohl *de jure* den Fakultäten das Vorschlagsrecht zustand. Denn – und es ist das zweite Verdienst Aichners, diesen Vorgang empirisch zu dokumentieren – Thun verfolgte eine aus heutiger Sicht konservative Politik, berief loyale katholische Gelehrte (nach Innsbruck, an anderen Universitäten wurden auch Protestanten berufen, falls keine katholischen Gelehrte verfügbar waren), überprüfte jede Vermutung hinsichtlich einer Teilnahme an den Unruhen von 1848 und hoffte auf diesem Weg die kulturelle Loyalität innerhalb der Monarchie zu fördern. Aichner bestätigt somit ältere Forschungen, etwa Hans Lentzes These der autoritären Personalpolitik Thuns (explizit S. 328), und macht interessante Differenzierungen bezüglich Thuns Grundsätzen sichtbar. Dabei, und hier wiederum ist die Quellengrundlage wichtig, treten die einzelnen Persönlichkeiten und deren Einflussnamen zu Tage, sei es der mit der Versetzung aus Olmütz nach Innsbruck wenig zufriedene klassische Philologe Karl Libor Kopetzky (S. 261–264) oder die um die Position des Sohnes sich einsetzende Elisabeth Kerner, Mutter des Botanikers Anton Kerner (S. 212–213).

Doch besteht die Universität nicht nur aus Personalpolitik. Aichner diskutiert ausführlich die rechtlichen Grundlagen der Reformen von 1849, die Rolle Thuns darin beziehungsweise die Art und Weise, wie die Reformer das Vorbild Deutschlands im Habsburgerland übernahmen (S. 79–87). Auch die Vormärzwissenschaft und Revolution 1848 wird, wenn auch kurz, besprochen, was das bessere Verständnis der Reformschritte erlaubt.

Wichtiger und weitaus interessanter sind die Abschnitte, in denen es um Tirol geht – einerseits um die Errichtung der theologischen Fakultät in Innsbruck (S. 336–374), andererseits um die Sprachenfrage an der Universität. Im ersten Fall zeigt Aichner sehr deutlich auf, wie die Errichtung der Fakultät, mit gleichzeitigen Versuchen, Innsbruck in eine katholische Universität umzugestalten, die Universität an die Schnittstelle mehrerer Einflussgruppen gestellt

hat, die jeweils ihre Vorstellungen umsetzen wollten. Im Hintergrund aktiv war auch Salzburg, eine für die Errichtung einer katholischen Universität zur Diskussion stehende Stadt, die der Existenz der Tiroler Universität gefährlich werden konnte. Die finale Entscheidung – keine formell katholische Universität, aber eine den Jesuiten unterstellte theologische Fakultät – empörte gleichsam die Liberalen (in Tirol, vor allem aber in Wien) wie auch die Linkskatholiken, fand aber im Tirol wie auch an der Universität selbst nur wenige Gegenstimmen.

Auch in der Sprachenfrage zeigt Aichner das Ringen um eine zumindest teilautonome Universitätspolitik Tirols auf, wobei Thun hier entgegen der Wünsche aus dem Kronland entschieden hat. Die Möglichkeit der Ablegung der Prüfungen in italienischer Sprache stand zur Debatte – was nicht nur wegen der Zweisprachigkeit Tirols wichtig war, sondern auch wegen der Befürchtungen der Universität, die Studenten könnten zu den Universitäten Pavia und Padua abfließen, was für die ohnehin kleine Universität einen herben Verlust bedeuten würde, zudem just in der Zeit die Diskussionen geführt wurden, als die „Gefahr“ der möglichen Universität in Salzburg und der damit einhergehenden vollständigen Marginalisierung Innsbrucks bestand. Während die Provinzialregierung, die Stadt und auch die Universität die spezielle Behandlung des Italienischen behalten wollte, pochte der Minister mit dem Verweis auf die Einheit der Monarchie auf Deutsch als die ausschließliche Prüfungssprache (S. 374–392). Dies markiert auch die Änderung in Thuns Politik: von einer entgegenkommenden in den frühen 1850er Jahren zu einer zunehmend autoritären nach 1854 (S. 384). Schließlich wurde Deutsch als einheitliche Sprache festgeschrieben, und Aichner zeichnet sehr detailliert die unterschiedlichen Argumente nach unter Verwendung der bisher wenig bekannten Korrespondenzen.

Universitätsgeschichte hat immer ein schwieriges Los, zwischen der Lokalität der Universitäten und der Globalität der Wissenschaft zu vermitteln; ihr wird sowohl in der Wissenschaftsgeschichte als auch in der Regionalgeschichte Misstrauen entgegengebracht – zudem sie öfters eine innere Institutionengeschichte darstellt, die selbst aus dem Inneren dieser Institution stammt. Aichner gelingt eine Gratwanderung zwischen mehreren disziplinären Erfordernissen, indem er die Innsbrucker Universitätsgeschichte zwischen den Polen Kirche und Modernisierung aufspannt und einen mikrohistorischen Blick wagt, den er im Kontext der Monarchie und ihrer Bildungspolitik verortet. Das gelingt vor allem in jenen Abschnitten über die Besetzungspolitik, in denen er durch die Verwendung einer breiten Quellenbasis sehr gut die Akteure und deren Interessen beschreiben kann. Weniger erfährt der Leser allerdings über die Universitätspolitik abseits der Personalpolitik – etwa zu den Gebäuden, oder den Kontakten mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt/Monarchie/Ausland. Auch hier dürften sich die Reformen

1849 ausgewirkt haben, sei es durch die erst dann ermöglichten Kontakte ins Ausland, sei es durch Kompetenzkonflikte mit den früher führenden wissenschaftlichen Einrichtungen. Obwohl der Titel es suggeriert, bekommen wir daher keine umfassende Geschichte der Dekade der Innsbrucker Universität zu lesen – wenngleich die Frage der Personalpolitik ohnehin genügend Stoff für ein Buch bietet. Die gewählte Darstellungsmethode – nach Lehrstühlen – ist der klassischen Universitätsgeschichte verpflichtet und bietet eine relativ schwere Kost, aus der der Leser vieles selbst herausdestillieren muss, etwa hinsichtlich der Einflussnetzwerke auf den Minister oder der Frage nach dem Einfluss des jeweiligen Statthalters. Eine stärker narrative Darstellung, wie sie in den Kapiteln zu Sprachenfrage oder zur theologischen Fakultät gewählt wurde, würde das Buch um einiges zugänglicher machen.

Jan Surman

Margret Friedrich/Dirk Rupnow (Hg.), *Geschichte der Universität Innsbruck 1669–2019*, Band 1: Phasen der Universitätsgeschichte, Teilband 2: Die Universität im 20. Jahrhundert

Innsbruck: innsbruck university press 2019, 567 Seiten.

Noch immer gehört die Universitätsgeschichte zu den vernachlässigten Subdisziplinen der Geschichtswissenschaft, die zumeist dann Interesse weckt, wenn ein runder Jahrestag (in der Regel alle 25 oder 50 Jahre) vor der Tür steht und es der Hochschule mit einem Mal unumgänglich erscheint, durch einen Rückblick auf die institutionelle Eigengeschichte sich ihrer selbst und ihrer Rolle in Staat und Gesellschaft zu vergewissern. Dies trifft auch auf das vorliegende Werk zu, das im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck anlässlich des 350. Gründungsjubiläums entstanden ist. Der hier besprochene Teilband *Die Universität im 20. Jahrhundert* ist der zweite von insgesamt drei Bänden, die sich der Innsbrucker Hochschulgeschichte von 1669 bis 2019 annehmen. Es ist den Herausgeber*innen hoch anzurechnen, dass sie der wechselvollen Vergangenheit der Tiroler Universität im 20. Jahrhundert einen eigenen Band gewidmet haben und diese aus einer vorbehaltlosen, durchaus selbstkritischen Perspektive heraus betrachten. Schließlich ist es ja gerade diese von politischen wie gesellschaftlichen Umbrüchen geprägte Epoche der Universität, die mit Ausnahme weniger Einzelstudien – etwa von Michael Gehler¹ – bislang nur wenig Aufmerksamkeit gefunden hat.

1 Vgl. exemplarisch Michael GEHLER, *Studenten und Politik. Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938* (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 6), Innsbruck 1990.